

# Zeitenwende



## REGULA LÜSCHER

... ist 58 Jahre alt. Die gebürtige Schweizerin kommt 2007 nach Berlin. Nach dem Architektur-Studium arbeitet sie in Zürich als Freie Architektin und im dortigen Amt für Städtebau.

... ist als Senatsbaudirektorin für die architektonische Linie Berlins verantwortlich.

... zählt zu ihren Projekten die Überarbeitung des Masterplans Alexanderplatz, den Bebauungsplan Molkenmarkt, die Europa-City, die Leitlinie Gestaltung der historischen Mitte.

## MARTIN MALESCHKA

... ist 37 Jahre alt. Architekt und Fotograf. Er wuchs in Eisenhüttenstadt auf. Heute lebt und arbeitet er in Cottbus.

... hat eine umfangreiche Dokumentation baubezogener Kunst in der DDR zusammengestellt.

... reist seit 15 Jahren durch Ostdeutschland, um Baukunst der DDR mit der Kamera zu erfassen. Viele der fotografierten Bauten gibt es heute nicht mehr.

# „Zeitverzug ist ein Geschenk“

BERLINER ZEITUNG/POLYUS PONDIX (3)

**B**erlin wächst. Wo die Mauer stand, breiten sich neue Wohn- und Geschäftsviertel aus. Die Stadt scheint dem Blick geht aus den Fenstern über die Dächer bis hin zum Alexanderplatz und zum Breitscheidplatz, zum Fernseh- und zum Funkturm, zur Leipziger Straße, und sogar der Steglitzer Kreisel ist zu sehen. Zu den vielen Aufgaben von Senatsbaudirektorin Regula Lüscher gehört auszuarbeiten, wie Berlin in Zukunft aussehen soll. Der Architekturfotograf Martin Maleschka aus Eisenhüttenstadt befasst sich dagegen mit etwas, das verschwindet: mit dem Baurbe der DDR. Ein Streifgespräch über ideologische Kämpfe, Berliner Utopien und Investorenarchitektur.

*Frau Lüscher, wo ist für Sie Berlin am berlinerischsten?*

REGULA LÜSCHER: Am Alexanderplatz.

*Das überrascht uns jetzt. Warum?*

LÜSCHER: Der Alexanderplatz spiegelt das Ringen um Identität nach der Wende wider. Er ist sehr geschichtsträchtig, Symbol für eine vergangene Zeit, weil auch so viele Bauten etwa aus der Kaiserzeit oder der Weimarer Republik verschwunden sind, und dort stehen wichtige Bauten der DDR-Modeme. Gleichzeitig sieht man, dass Berlin nach der Wende versucht hat, sich ein neues Gesicht zu geben. Aber die Entwicklung, die man sich erhofft hat, die hat nicht eingesetzt. Also ist es auch ein Ort von Utopien und Enttäuschungen. Es ist ein Ort, um den gekämpft

wird, und es ist ein ungeliebter Ort, über den alle meckern, was wiederum sehr zu Berlin passt.

*Herr Maleschka, was sehen Sie, wenn Sie auf dem Alexanderplatz stehen?*

MARTIN MALESCHKA: Ich würde zuerst den Osten damit verbinden. Das Stichwort fiel eben: Utopie. Die große Maßstäbigkeit, erstmal in der Weite, um den Brunnen der Völkerfreundschaft eine riesengroße Spirale, dann die städtebaulichen Dominanten, die Hochhäuser, der Fernsehturm. Daran sieht man die Dimension, und auch, dass man in die City West geguckt hat, mit dem Breitscheidplatz, dem Europa-Center und dem Bikini-Haus.

*Und was bedeutet der Platz für Sie persönlich?*

MALESCHKA: Utopie, das war ein gutes Stichwort, das kenne ich von dort, wo ich aufgewachsen bin. Ich komme aus einer utopischen Stadt: Eisenhüttenstadt wurde 1950 geplant, Stalinstadt, eine riesige, weitläufige Magistrale, die die Wohnstadt mit dem Werk verbindet, als Wohnort für die, die in dieser Stadt arbeiten. Aber heute ist Eisenhüttenstadt eine Stadt, die eher in einer peripheren Lage ist.

*Gehört das zu Berlin dazu, die geschietere Utopie?*

LÜSCHER: Scheinbar schon. Berlin ist eine Stadt der Extreme. Es gab Phasen, da musste Berlin sparen, bis es quetscht, und damit wurden Infrastruktur und Verwaltung fast an den Rand des Existenzminimums geführt – oder die Stadt wächst ganz plötzlich und man

Nach der Wende wurden Bauten mit Symbolkraft vielerorts weggerissen.

Inzwischen hat sich eine neue Wertschätzung von Ost-Architektur durchgesetzt. Wie verändert sich das Gesicht der Stadt?

Ein Gespräch zwischen Berlins Senatsbaudirektorin Regula Lüscher und dem Architekturfotografen Martin Maleschka

... der Entwurf des Architekten Hans Kollhoff von 1993 sah zehn 150 Meter hohe Türme am Alexanderplatz vor, von denen bis heute keiner steht.

MALESCHKA: Damals ging es auch um die städtebauliche Silhouette. Aber die Frage ist doch: Was braucht die Mitte, diese Mitte? Es gibt ja noch die andere Mitte im Westen. Und klar, alles, was auf den Alexanderplatz projiziert wird – baulich, gesellschaftlich, sozial, künstlerisch, auch die Kriminalität –, das pulsiert da.

*Für einen Stadtplaner muss der Alexanderplatz aber doch eine permanente schmerzende Wunde sein.*

*Warum sieht es da eigentlich so aus, wie es aussieht?*

MALESCHKA: Eigentlich gehen Sie mit der Frage ja davon aus, dass Sie es nicht so schön finden.

*Finden Sie es da schön?*

MALESCHKA: Ich schon. Natürlich gibt es Bauten, die man vielleicht nicht so schön findet. Fakt ist aber doch, dass dort noch viel mehr passieren könnte. Gerade bei dieser Hochtrasse der Schnellbahn, da verändert sich doch aktuell einiges: Was damals eigentlich ein Parkplatz war, ist jetzt eine Mall, dann steht da jetzt ein Hostel, da passiert doch sehr viel.

LÜSCHER: Für mich ist der Alexanderplatz primär einer meiner Arbeitssorte. Für mich ist es auch kein Problem, dass die Kollhoff-Planung viele Jahre nicht umgesetzt wurden. Im Gegenteil: Oftmals ist Zeitverzug in der Stadtplanung ein Geschenk, insbesondere in einer Stadt wie Berlin, wo nach der Wende eine Phase der starken Emotionalisierung folgte. Da ging es um Selbstfindung sowohl der Stadt als Ganzes wie auch im Verhältnis zwischen Ost und West. Langsamkeit ist da ein Riesenvorteil, weil es möglich ist, sich städtebauliche Entwürfe aus einer immer größeren Distanz anzugucken, um klüger zu werden.

*Inwiefern?*

LÜSCHER: Das Programm für den Wettbewerb 1992 hatte vorgegeben, dass man am Alexanderplatz ziemlich Tabula rasa macht. Das war der Zeitgeist. Inzwischen hat sich das geändert, die Nachkriegsmoderne wird positiver gesehen und wir konnten die Bauten noch unter

Denkmalschutz stellen, etwa das alte Haus des Berliner Verlags, das Haus der Technik und das Haus des Reisens. Jetzt gibt es eine positive Wahrnehmung der Nachkriegsmoderne im Osten. Insofern war es ein Glücksfall, dass es nicht so schnell ging.

MALESCHKA: Außer in Potsdam, wenn man sich die Umgestaltung vom Alten Markt ansieht. Die wird jetzt noch weiter getrieben, zum Beispiel an der Breiten Straße. Man hat den Landtag in den Formen des Schlosses nachgebaut und das Institut für Lehrerbildung aus DDR-Zeiten weggenommen, jetzt soll auch der Staudenhof-Wohnblock hinter der Nikolaikirche weg, das Rechenzentrum ebenso, um die Garnisonkirche nachzubauen. Die Langsamkeit am Alexanderplatz ist also ein Vorteil, auch wenn dort auch schon städtebaulich eingegriffen wurde, aber leider nicht in Potsdam.

*Und wieso ist das in Berlin anders als in Potsdam?*

MALESCHKA: Weil es in Potsdam vielleicht einfach noch ein, zwei Jahre gebraucht hätte, bis man dort auch anders entschieden hätte – was möglicherweise eine Chance gewesen wäre. Es schwang ja eben schon mit bei Frau Lüscher, dass man sich jetzt besinnt auf das, was man zu DDR-Zeiten gebaut hat, auf die Sonderbauten der Nachkriegsmoderne. Der Ruf der „Platte“ hinkt da noch nach.

*Das ist ja Ihr großes Thema, die DDR-Architektur. Lange Zeit schien es Ziel der Politik zu sein – Stichwort Palast der Republik, die Gaststätte Ahorn-*

# Zeitenwende

blatt – möglichst alles auszuradiieren. Haben Sie das Gefühl, das ändert sich langsam?

MALESCHKA: Wenn ich das auf andere Städte ausdehne, Dresden, Leipzig, Rostock, es ist ja gar nicht mehr viel da, was an Sonderbauwerken der DDR-Moderne überhaupt schützenswert ist. Wichtige Bauten sind ja schon weg oder überformt.

Wenn man sich anguckt, was im Westen alles weggerissen wurde aus den letzten 40, 50 Jahren, die gesamte Stadtbibliothekskultur, ganze Museen, ganze Stadtviertel, in Stuttgart, in Frankfurt, fragt man sich: Ist der Umgang mit der DDR-Architektur wirklich etwas Besonderes, ist das nicht – wenn man einmal die großen Symbolfälle ausnimmt – der ganz normale Weg der Dinge?

MALESCHKA: Das betrifft auch die Westmoderne.

LÜSCHER: Ich glaube schon, dass der Rückbau des Palastes der Republik eine besondere Symbolkraft hat. Durch die Schlossrekonstruktion hat man das Gefühl, der Palast der Republik wurde abgerissen, um eine Zeitschicht vergessen zu machen, um eine andere Zeitschicht wieder zurückzuholen. Es ist etwas ganz anderes, wenn man ein Gebäude abreißt für eine zukünftige, andere Stadtvorstellung, weil man sagt: Das ist nicht mehr zeitgemäß, wir brauchen zum Beispiel andere Bibliotheken. Das ist der große Unterschied, und ich glaube, dieser Effekt hat sich sehr stark im Gedächtnis der Berliner und Berlinerinnen festgesetzt.

Woran machen Sie das fest?

LÜSCHER: So ein Flashback war die Diskussion um das Internationale Congress Centrum, das ICC, was natürlich eine typische West-Berliner Ikone ist. Da war ich noch gar nicht so lange in der Stadt, als mir hinter verschlossenen Türen erklärt wurde: „Ja, wissen Sie, Frau Lüscher, das müssen Sie verstehen, das ICC, wenn das jetzt abgerissen wird, ist das eine Rache der Ost-Berliner für den Palast der Republik.“

Wie haben sich diese Denkmuster in den vergangenen 30 Jahren verändert?

LÜSCHER: In Berlin stelle ich fest, dass man vorsichtiger mit diesen Themen umgeht, dass man mehr zuhört, und dass man sich nicht mehr einfach von der anderen Seite überfahren lässt. Das Selbstbewusstsein der Ostbürger ist gewachsen. Wenn man hier Städtebau macht, muss man im-



„Die Frage, wie wir Stadt entwickeln, hängt primär davon ab, wem der Boden gehört. Wenn der Boden in der öffentlichen Hand ist, kann das Land die Akteure selbst auswählen.“

mer die Geschichte der geteilten Stadt mitreflektieren. Ich habe gelernt, dass es in Berlin nicht immer darum geht, die spektakulärsten Bauten zu erstellen und dass diese Stadt das gar nicht hinbekommt, weil sie sich zuerst mit sich selber beschäftigen muss.

Herr Maleschka, wie sehen Sie das? Haben Sie auch das Gefühl, dass der Wert von DDR-Architektur wieder mehr anerkannt wird?

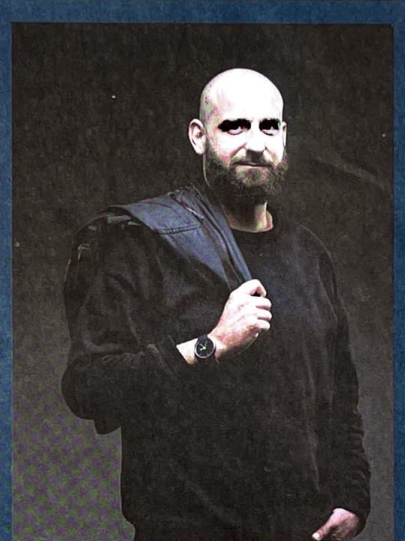
MALESCHKA: Ja, definitiv. Und ich denke auch, dass die DDR nicht weggedacht oder weggeplant werden kann. Ich glaube, es hat in jedem Fall erstmal diese 30

Jahre gebraucht, diese eine Generation, die das eben wieder wertschätzt, was die Generation vor der letzten geplant, gebaut und umgesetzt hat, und was dabei gedacht wurde: Es ging ja um den Aufbau einer ganz neuen Gesellschaft, neuer Städte, neuer Stadtzentren und, ideologisch betrachtet, eines neuen Menschen. Das sieht man in den Wandbildern, den Mosaiken, etwa der „Bauchbinde“ von Walter Womacka am Haus des Lehrers. Auch in meiner Heimatstadt, einer völlig neu entstandenen Stadt, hat Womacka viel gewirkt, zum Beispiel im Natursteinmosaik „Unser neues Le-

ben“. Das sagt ja eigentlich schon alles.

Wir haben vorhin schon einen Nachbau der Fassaden des Berliner Schlosses angesprochen. Da holt man jetzt ein altes Stadtbild hervor, um ein neues Stadtbild zu schaffen. Ist das nun modern oder reaktionär?

MALESCHKA: Für mich ist das irgendwie fifty-fifty. Wir haben es ja jetzt wieder, das Humboldt-Forum. Das hat eine andere Generation entschieden. Ginge es nach mir, hätte ich den Palast für das vereinte Volk, für das vereinte Berlin, für kreative Leute, Touristen, einfach für alle ste-



„Ich hätte den Palast für das vereinte Volk, für das vereinte Berlin, für kreative Leute, Touristen, einfach für alle stehengelassen. Das Humboldt-Forum braucht man nicht.“

hengelassen. Das Humboldt-Forum braucht man nicht.

Die Debatte, wie geht man mit diesem Riesenstück Land zwischen Alexanderplatz und Schlossplatz um, die wird ja sehr virulent geführt. Spielt dabei auch die Erinnerung an die frühere öffentliche, politische Funktion dieser Fläche eine Rolle?

LÜSCHER: In der Diskussion um diesen Raum rund um den Fernsehturm geht es um die Frage, ob es ein Ort werden soll, der parzelliert wird, und in Teilen möglicherweise wieder privatisiert, oder ob es grundsätzlich ein öffentlicher Ort bleiben soll. Wir alle wissen, dass es unglaublich

schwer ist, öffentliche Orte, wenn sie privatisiert sind, wieder für die Stadt zurückzugewinnen. Das sehen wir in der Wohnungsfrage. Wenn Wohnungen privatisiert sind, sind sie weg, und ein Rückkauf wird sehr teuer. Und dieses „Tafelsilber“ des öffentlichen Eigentums, das ist so sensibel, dass man diese Diskussion wirklich führen muss. Man muss das Öffentliche verteidigen, wo immer es geht.

Wenn man sich umschaute, hat man oft den Eindruck, dass es überhaupt keine Stadtplanung in Berlin gibt. Es gibt Investorenarchitektur, etwa am Bahnhof. Warum gibt es nicht mehr Gestaltung durch die öffentliche Hand? Ist die Politik da zu zurückhaltend? Oder sind Sie zu zurückhaltend?

LÜSCHER: Die zentrale Frage ist ja die, wie man nach der Wende mit dem Umstand umgegangen ist, dass man eine Schneise durch diese Stadt geschnitten hat, mit dem Mauerstreifen. Man hat sich sofort dazu entschieden, diese Schneise möglichst unkenntlich zu machen. In dem Moment hätte man auch anders entscheiden können. Man hätte sagen können: Stopp. Darüber denken wir zuerst nach. Hätte man damals eine politische Entscheidung getroffen, würde die Heidestraße heute anders aussehen.

Was genau hätte das für Folgen gehabt?

LÜSCHER: Dann hätte man der Deutschen Bahn, die Grundeigentümerin war, erklärt: Wir wollen dort zum Beispiel nur öffentliche Bauten. Das hat man nicht gemacht. Die Planungen haben etwa 2005 begonnen und da hat Berlin stagniert. Zu dieser Zeit hat man Investoren gesucht, händierend, und man hat den „Teppich ausgerollt“. „Teppichausrollen“ bedeutete, dass man möglichst nichts verlangte von privaten Entwicklern. Das war politisch so gewollt und politisch so gesteuert. Ich hatte also gar keinen Auftrag, dort gute Gestaltung einzufordern oder bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Es war einfach eine andere Zeit.

Spannend ist aber doch, dass Ihr Vorgänger, der Senatsbaudirektor Hans Stimmann, etwa zehn Jahre zuvor – also 1993, 1994 – mit ziemlich militantem Verwaltungsdruck die Investoren dazu gebracht hat, bestimmte Fassaden zu bauen.

LÜSCHER: Wir sprechen jetzt aber von sehr unterschiedlichen Dingen. Ich habe gerade darüber gesprochen, wie man mit dem Mauerstreifen umgegangen ist und ich